

Fritz Reuter auf der Festung.

Nebst bisher ungedruckten Briefen des Gefangenen an seinen Vater.

~~~~~  
Von

Otto Glagau.  
~~~~~

In meinem, Herbst 1865 erschienenen Buche „Fritz Reuter und seine Dichtungen“ habe ich einen kurzen Abriss von dem Leben des Dichters gegeben, wobei ich in der Hauptsache seine eigenen Aufzeichnungen benutzte. In allen Schriften Reuter's finden sich persönliche Erinnerungen und Rückblicke, Anspielungen auf seine Schicksale verstreut; denn er steckt nach Humoristenart häufig den eigenen Kopf vor, und er mischt sich gern unter seine Helden. Außerdem hat er in einem zu der Sammlung „Schurr-Murr“ gehörigen Aufsätze „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ die Geschichte seiner Kindheit ziemlich ausführlich erzählt; und in dem Buche „Ut mine Festungstid“ liefert er eine Reihe theils köstlich launiger theils erschütternd ernster Bilder aus seiner siebenjährigen Gefangenschaft. Doch sind diese Erzählungen von der Festung nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern in ihnen verschlingen sich Dichtung und Wahrheit, wirkliche Erlebnisse mit mancherlei Erfindungen und poetischen Arabesken, namentlich was die heitern, lustigen Partien betrifft; und der Dichter hat dies in der Zueignung an seinen „biedern Freund und treuen Leidensgenossen Hermann Grashof“ ausdrücklich angedeutet. Im Großen und Ganzen aber entsprechen auch diese Schilderungen den historischen Thatsachen, was ich schon damals controliren konnte, denn Fritz Reuter machte mir unterm 15. März 1865 eingehende biographische Mittheilungen und beschloß dieselben mit den Worten: „Ich bitte Sie jedoch, wenn Sie von diesen Notizen Gebrauch machen, nicht ausdrücklich zu erwähnen, daß das Material von mir selbst geliefert ist; es hat dies Schreiben in eigener Angelegenheit für mich stets etwas Empfindliches, Widerstrebendes.“ Selbstverständlich bin ich diesem Verlangen nachgekommen. Auch hatte ich damals noch andere Rücksichten zu nehmen. Manches, was mir von dritten, durchaus eingeweihten und zuverlässigen Personen berichtet worden; Manches, was wie ein offenes Geheimniß in Aller Munde war, habe ich doch verschwiegen oder nur zart angedeutet, weil der Dichter noch unter uns lebte.

Jetzt, nach seinem Tode, fallen diese Rücksichten fort, zumal die Publicationen über ihn sich drängen, und merkwürdigerweise von mehr oder weniger ununterrichteter Seite; jetzt gehört Frik Reuter der Literaturgeschichte an, und darum ist die reine, volle Wahrheit geboten.

Inzwischen haben sich mir, durch Nachforschungen an den Orten, wo der Dichter gelebt und aufgewachsen, neue Quellen erschlossen; hat sich mir ein großes, bisher völlig unbenutztes Material geboten. Es ist dies der Briefwechsel zwischen Frik Reuter und seinem Vater, der von 1824 bis 1845 reicht, von da ab, wo der 14jährige Knabe das elterliche Haus verließ und das Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz bezog, bis zum Tode des Vaters. Während dieses 21jährigen Zeitraums hat der Bürgermeister Reuter, ein äußerst penibler, ordnungsliebender Mann, jeden Brief, jedes Schriftstück von, an und über seinen Sohn gesammelt; und dieser Papierstoß befindet sich in den Händen der einzig noch lebenden Schwester des Dichters, der verwittweten Frau Sophie Reuter geb. Reuter in Stavenhagen, woselbst ich ihn eingesehen habe. Auch ist mir durch die Güte der Dame eine Reihe von Briefen zur Benutzung überlassen worden, Briefe Frik Reuter's aus seiner Schul-, Universitäts- und Festungszeit. Es sind kürzlich, nachdem die neue völlig umgearbeitete Auflage meines Buchs angekündigt worden, zwei Biographien des Dichters erschienen: die eine von einem Herrn Ebert in Güstrow, und die andere, im Auftrage des Verlegers der Reuter'schen Schriften, von Adolf Wilbrandt, womit dieser die Herausgabe von Frik Reuter's „Nachlaß“ einleitet. Aber beiden Biographen ist jener ganze Briefwechsel fremd geblieben; Beide bringen nur Einen Brief Frik Reuter's d. d. Silberberg den 31. October 1836, der auch mir zukam bei meiner Anwesenheit in Neu-Brandenburg, dem frühern Wohnort des Dichters, wo er in Abschrift umlief.

Auf Grund der von mir gesammelten Materialien habe ich jenen biographischen Abriß aus der ersten Auflage meines Buchs zu einem ausführlichen Lebensbilde erweitert, und will nun hier den Selbstbericht des Dichters „*Ut mine Festungstid*“ ergänzen und illustriren, kurz zusammenstellen, was in Betreff der siebenjährigen Haft des „Demagogen“ bisher noch nicht bekannt geworden ist.

Michaeli 1831 bezog Frik Reuter, 21 Jahre alt, die Landesuniversität Rostock, um nach dem Willen des Vaters die Rechte zu studiren; was er jedoch nur dem Namen nach that. Ostern 1832 ging er nach Jena, das schon lange Ziel seiner Sehnsucht gewesen, und blieb hier ein knappes Jahr. Er warf jetzt das Jus völlig bei Seite und führte ein ziemlich wildes Leben. Fechtübungen, Duelle und Trinkgelage füllten die Zeit aus, und er trieb's nach dem alten Sprüchlein: „Gelder muß der Vater haben, wenn der Sohn studiren soll!“ Jahre lang, nachdem er Jena verlassen, liefen von hier bei dem Vater noch immer Schuldscheine und Rechnungen ein, und der Bürgermeister hat sie alle sorgsam geheftet und alle bis auf den letzten Heller bezahlt. Daneben beschäftigten den flotten Studenten die Angelegenheiten der Burschenschaft. Er trat in die Verbindung „Germania“, die in erster Reihe eine politische Tendenz verfolgte, die „Herbeiführung eines freien und einigen Lebens in Deutschland“. Arnold

Ruge, der damals als junger Doctor in Jena privatisirte, stellt der „Germania“ ein sehr ungünstiges Zeugniß aus. *) Er schildert sie als eine Gesellschaft von „Kaufholden“ und „Tyrannen“, die „wahrhaft russische Gedanken“ hegten und die „alte Rohheit der Landsmannschaften“ wieder aufleben ließen, indem sie ihre körperliche Ueberlegenheit gegen Schwächere und Andersgesinnte „schändlich mißbrauchten.“ Die „Germania“ entwickelte unter dem Drange der Zeitereignisse eine stürmische Thätigkeit. Man besuchte das Hambacher Fest (27. Mai 1832), feierte die Gedächtnistage der französischen Juli-Revolution und des polnischen Aufstandes; vor Allem lieferte man den „Arminen“, deren „Halbheit“ man nicht tief genug verachten konnte und die man als „Schwanenritter“ verhöhnte, förmliche Schlachten. In Folge dieser und anderer Excesse rückte am 23. Januar 1833 ein Militair-Commando in Jena ein, und es geschah zahlreiche Verhaftungen und Ausweisungen. Auch Fritz Reuter erhielt von der akademischen Behörde das Confilium. Mitte Februar mußte er Jena verlassen, während seine Sachen Schulden halber zurückblieben, und ging nach dem nahen Städtchen Gamburg im Meiningschen, ohne davon nach Hause die geringste Nachricht zu geben. Er hatte lange Zeit überhaupt nichts von sich hören lassen, er war immer ein träger Brieffschreiber, und der besorgte Vater erließ nun einen öffentlichen Aufruf, worin der Studiosus F—R— aus Mecklenburg dringend zur Heimkehr aufgefordert wurde. Endlich, da ihm der Credit ausgegangen war, meldete sich Fritz Reuter; er bat um Geld und erklärte, nach München gehen zu wollen, um dort sein Studium fortzusetzen. Der Vater hieß ihn nach Hause kehren, und er mußte gehorchen. Er verbrachte den Sommer theils in Stavenhagen, theils auf einem Kirchdorfe, bei seinem Oheim, dem Pastor Reuter in Jabel.

Inzwischen ereignete sich das unselige Frankfurter Attentat. Am 2. April 1833 rotteten sich in Frankfurt a. M. eine Anzahl Jünglinge zusammen, stürmten die Hauptwache, um einige politische Gefangene zu befreien, und gedachten sogar den Bundestag aufzuheben. Unter den jungen Brauseköpfen, deren man bald Herr wurde, befanden sich auch Jenenser „Germanen“. Dieser knabenhafte Krawall versetzte die deutschen Regierungen in Furcht und Nachsicht, ließ die „Partei der Ordnung“ eine neue große Demagogenhaz veranstalten. Neben der Centralbehörde zu Frankfurt a. M. bildeten sich in den verschiedenen Staaten noch Special-Untersuchungscommissionen, und die Verhaftungen erfolgten aller Orten massenhaft, vorzugsweise aus der Zahl der ehemaligen Burschenschaftler.

An Fritz Reuter schien Niemand zu denken, und dadurch sicher gemacht, ließ er sich's einfallen, Mecklenburg zu verlassen. Im October 1833 kam er nach Leipzig und suchte bei der Universität die Immatriculation nach, wurde aber als „verdächtig“ abgewiesen. Wieder rief ihn der Vater nach Hause, und er trat die Rückreise an, wieder ohne Koffer, der trotz des kurzen Aufenthaltes in Verfaß blieb. Er ging über Berlin und verweilte hier mehrere Tage, trotz der Warnungen, die ihm von verschiedener Seite zugingen. Da ereilte ihn sein Schicksal.

*) Arnold Ruge, Aus früherer Zeit, Bd. 3, S. 326 ff.

Herr Ebert weiß hiervon in seinem Buche „Fritz Reuter. Sein Leben und seine Werke“ (S. 143) eine ganz romantische Geschichte zu erzählen. Er läßt den Jüngling wie ein gehektes Wild hin und her irren, „sich bald bei diesem, bald bei jenem Freunde bergend“; er läßt ihn endlich arretirt werden „in einer Droschke, welche ihn dem Bahnhof zuführen sollte“. Man denke: nach Herrn Ebert gab es im Herbst 1833 bereits einen Bahnhof in Berlin, und noch dazu einen solchen, von wo aus man nach Mecklenburg fahren konnte!

In Wahrheit verhielt sich die Sache weit prosaischer. Damals weilte in Berlin ein Better Fritz Reuter's, der mit ihm zusammen erzogen war, und der auch später seine jüngere Schwester Sophie heirathete — der Apotheker Ernst Reuter. Dieser berichtet in zwei mir vorliegenden Briefen an den Bürgermeister Reuter über die Verhaftung, und darnach ergiebt sich Folgendes: Erst als unter seinen Augen frühere Kameraden ergriffen wurden, entschloß sich Fritz Reuter zum Aufbruch; erst als der Vater in Ahnung der Gefahr die Abreise beeilen hieß, wurde diese von den beiden Bettern festgesetzt. Mit dem Omnibus, der damals zwischen Berlin und Strelitz cursirte, sollte Fritz Reuter die Fahrt machen, und schon befand sich in den Händen des Fuhrmanns sein Tornister. Der Better Ernst selber hatte diesen hingeschafft, und auch dem Bürgermeister bereits die Ankunft des Sohnes gemeldet. Um am Thor nicht etwa auf ein Hinderniß zu stoßen, gedachten die beiden Jünglinge die Stadt zu Fuß zu verlassen, sollte Fritz Reuter den Omnibus erst eine Strecke hinter Berlin besteigen. Ernst Reuter saß in seinem Zimmer und wartete auf den Better, bis ihm ein Polizist einen offenen Zettel von Jenem überbrachte. Zuerst meinte er, die Verhaftung wäre „wegen Streitigkeiten“ geschehen, und in diesem Glauben bestärkte ihn auch noch der Viertels-Commissarius; sehr allmählig erfuhr er die eigentliche Ursache.

Fritz Reuter ward am 31. October 1833 früh in seinem Quartier ergriffen und in die „Stadtvoigtei“ gebracht, wo man ihn in ein Loch zu allerhand Gefindel warf, bis er durch Vermittelung seines Betters eine eigene Zelle, auch Bücher und Schreibmaterialien erhielt. Er saß hier zwei Monate und kam Neujahr 1834 in die „Hausvoigtei“, in das Gefängniß für die „Privilegirten“, zu denen hauptsächlich Juden, spitzbübische Beamte und „Hochverräther“ gehörten. Man nahm ihm jetzt Bücher und Schreibzeug, und die Haft ward eine harte. Die Untersuchung führte der seitdem so berüchtigt gewordene Criminalrath D a m b a c h, der die Jünglinge wie eine Citrone auspreßte, sie durch Drohungen und Verheißungen, Ueberredung und Schmeichelei zu Aussagen zu bewegen wußte, wie er sie gerade brauchte. „Sie sind ein philosophischer Kopf,“ sprach er zu dem Einen, „Sie können das Object der Untersuchung in seiner ganzen Totalität umfassen und übersehen.“ Das wirkte, wie Fritz Reuter bemerkt. Er nennt den Betreffenden Schr... und wirft ihm vor, den „Denuncianten“ gemacht und seine ehemaligen Couleurbrüder verrathen zu haben. Er traf mit dem „Denuncianten“ noch einmal auf der Festung Graudenz zusammen, und entwirft von seinem Wesen und Charakter eine höchst unvortheilhafte Schilderung. — —

Hier unterbreche ich die Zusammenstellung, um eine kleine Geschichte einzuschalten:

Als damals, vor neun Jahren, sich mein Buch noch unter der Presse befand, veröffentlichten die mit der „Gartenlaube“ verbundenen „Deutschen Blätter“ nach den Aushängebogen ein Stück unter dem Titel „Aus Fritz Reuter's Festungszeit“. Diesen Auszug las der „Denunciant“, der als Pastor an einer deutschen Kirche in New-York lebte. Erst durch diesen Auszug erfuhr er wieder von Fritz Reuter, dessen Bücher und dessen Carrière als Schriftsteller ihm völlig unbekannt geblieben waren. Er richtete nun an den Dichter einen Brief, den er durch Vermittelung der Redaction der „Gartenlaube“ mir in Abschrift mittheilte, und worin er sich zu entschuldigen und zu rechtfertigen sucht. Er sagt u. A.: „Du weißt so gut wie ich, daß Alle, Alle (und Viele bei ganz guter Gesundheit) ausgesagt haben, was sie irgend wußten, und Viele auch das, was sie nicht wußten — im Gedränge jenes abscheulichen Verfahrens.“ — „Wer von uns kannte z. B. auch nur den Tenor des Verbindungszwecks, geschweige den sogenannten Erläuterungsparagraphe?“ — „Das Alles hat Einer aus seinem enormen, von Dambach flattirten Gedächtniß und Combinationsvermögen wörtlich ad acta dictirt, und Alles, was er wußte, bis etwa in's Jahr 1827 zurück; und wir mußten uns zu Allem bekennen, denn wir waren eben körperlich und geistig ruinirt.“ — Schr... verlangt gewissermaßen eine Ehrenerklärung von Fritz Reuter und schließt mit den Worten: „Ich habe ein Recht, wenigstens das von Dir zu fordern, und ich hoffe zu Gott, Dir noch einmal in diesem Leben Auge in Auge zu schauen.“ — Wirklich kam Schr... ein Jahr oder ein paar Jahre später nach Europa. Er kam nach Eisenach und verlangte Fritz Reuter zu sprechen. Der aber lag krank, und die Frau empfing ihn. Sie erklärte, daß ihr Gatte bei dem, was er geschrieben, verbleibe, daß er nichts zurücknehmen könne und nöthigenfalls das Zeugniß verschiedener noch lebender Leidensgefährten anrufen wolle. Schr... widersprach und ging mit der Ankündigung, daß er wiederkommen werde, hat aber nichts weiter von sich hören lassen. So erzählte mir im September v. J. die Wittve des Dichters.

Fritz Reuter fand Herr Dambach weniger gefügig, und als er an ihm seine Künste verschwendet hatte, gerieth er in Zorn. Es dauerte lange, bis der Gefangene einen seiner Angehörigen sah. Die Schwester Sophie durfte ihn endlich besuchen, aber die Unterredung fand in Gegenwart des Herrn Dambach statt. „Ihr Bruder ist der verstockteste Mensch, der mir vorgekommen,“ rief er dem jungen Mädchen zu; „sagen Sie das Ihrem Vater!“ Fritz Reuter erwiderte rasch: „Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Criminalrath, wird meine Schwester unserm Vater sagen, daß ich Niemanden verrathe!“ So etwas konnte „Onkel“ Dambach, wie ihn die Exstudenten nannten, nicht vertragen; er peinigte den Widerspenftigen auf's Außerste, und er ließ ihn noch nach Jahren, als Fritz Reuter, auf dem Transport von Magdeburg nach Graudenz, Berlin passirte, seine gemeine Rache empfinden. Die „Hauszwigter“ wurde dem Gefangenen zur Hölle; und um „Onkel“ Dambach's willen war sein ganzes Wünschen und Sehnen nur auf einen anderen Kerker gerichtet.

Justiz-Commissionsrath Runowsky war der Bertheidiger Fritz Reuter's,

den man ihm von Gerichts wegen bestellt hatte, und er machte seinem Klienten zuerst die besten Hoffnungen. „Lassen Sie sich nicht bange werden, Sie müssen ausgeliefert werden!“ tröstete er ihn wiederholt. Und im Schlußverhör schlug er das preußische Landrecht auf und zeigte dem Inquirenten die betreffende Stelle. Herr Dambach meinte: es wäre eine neuere Verordnung erlassen. Und als Kunowstky entgegnete: ein später herausgekommenes Gesetz könne niemals rückwirkende Kraft haben, erklärte „Onkel“ Dambach: er wolle das ihm, dem Verteidiger, schon noch auseinandersetzen. Diese „neuere Verordnung“ war die Frucht der „Wiener Conferenzen.“ Im Herbst 1834 hatte man in Wien beschlossen, daß jeder Staat die in seinen Grenzen aufgefangenen „Hochverräther“ behalten und aburtheilen solle — ein Beschluß, der als rückwirkend nie gesetzliche Sanction erhalten hat und nur die größten Inconsequenzen herbeiführte. Während Mecklenburg seine Gefangenen mit sechs Monaten, andere Staaten die Angeklagten gar nicht bestrafte, wurde in Preußen auf lebenslängliches Gefängniß, auf Beil und auf Rad erkannt!

Nach einjähriger Untersuchungshaft kam Fritz Reuter am 15. November 1834 mit einer Anzahl Kameraden nach dem Silberberg in Oberschlesien. Das Erkenntniß erfolgte erst zwei Jahre, die Entscheidungsgründe erst drei Jahre später, nach fast vierjähriger Haft. Auf dem Silberberg hatte es Fritz Reuter nicht zu schlecht, viel besser als in der Berliner „Hausvoigtei“. Seine Lage wurde mannigfach verbessert durch den Platzmajor, der ein geborener Mecklenburger war, und mit dem der Bürgermeister Reuter einen Briefwechsel anknüpfte. Doch erkrankte der Gefangene in Folge der ungewohnten Lebensweise, und als in den niedrigen, düstern Kasematten seine Augen litten, beantragte er seine Veretzung, worauf er im Februar 1837 nach Glogau und dann nach Magdeburg transportirt wurde.

Kurz vor seinem Abgang von Silberberg wurde ihm das Erkenntniß publicirt, das er auf heimlichem Wege schon ein halbes Jahr früher erfahren hatte. Das Berliner Ausnahmegericht, an dessen Spitze Herr von Kleist stand — Fritz Reuter nennt ihn den „Blutigen“ — verdammt von 204 Angeklagten 39 zum Tode, und zwar 35 zum Beile und 4 zum Rade! Die Letzteren wurden zu lebenswierigem, die ersteren, darunter Fritz Reuter, zu dreißigjährigem Gefängniß „begradigt“.

In Glogau, wo er zu seinem Leidwesen und zu seinem Unheil nur sechs Wochen blieb, fand er einen Gönner und Beschützer in dem zweiten Commandanten der Festung, Major von Wichert. Dieser edle, wahrhaft humane Mann, den Fritz Reuter in seinen Erinnerungen Oberst W. nennt, erwies ihm eine Reihe von Liebesdiensten, und seine junge schöne Tochter lieb dem Gefangenen, der sie nur einmal, bei einem Spaziergange auf dem Walle erblickte, aber sie nie wieder vergessen hat, aus ihrer kleinen Bibliothek Goethe's Faust, Egmont und Wilhelm Meister.

Vor der Abreise nach Magdeburg schrieb Fritz Reuter folgenden Brief, der hier zum ersten Male veröffentlicht wird:

Glogau d. 11ten März 1837. *)

Mein lieber guter Vater.

Wenn ich je an Deiner Liebe und Deinen für mich so beruhigenden und für Dich mit so vielen Unbequemlichkeiten verknüpften Bemühungen gezweifelt hätte, so würden Deine jüngsten Briefe nicht allein durch ihre Zahl als auch durch ihren Inhalt mir das Gegentheil vor mein Gewissen rücken. Um nun diese Bemühungen, so viel an mir liegt nicht fruchtlos zu machen, werde ich darnach trachten Deine Briefe, die ich jetzt alle erhalten habe, einen nach dem andern zu beantworten und mich über die wichtigsten Punkte, die darin berührt sind, aussprechen. Für's erste muß ich Dich über die Ermahnungen, mich nicht der Verzweiflung zu überlassen, beruhigen. Diese Krise ist längst vorüber und gut oder übel überstanden, nicht allein um meinetwillen ist sie eingetreten, sondern hauptsächlich weil ich den bösen Eindruck auf Dich und die Deinigen fürchtete; ich wußte mein Urtheil schon unter der Hand um Michaelis und kann nur darauf Deine um diese Zeit so sehr erhöhten Hoffnungen zu mäßigen, da kam der unglückliche Brief aus Berlin**), der absichtlich deshalb geschrieben zu sein scheint, damit die Täuschung desto bitterer auf Dein Herz einwirken möchte, lies ihn noch einmal aufmerksam durch, er ist vom 25ten November und mein Urtheil, das dem Schreiber schon bekannt sein mußte, ist vom 4ten August, die Begnadigung auf 30 Jahre jedoch erst vom 11ten December. Ich kann Dich versichern, daß ich jetzt, da Du das Schlimmste weißt, ziemlich ruhig bin und alles anwende um es noch mehr zu werden. Nun werde ich versuchen noch einmal über mein mehr oder weniger Inculpirtsein Dich aufzuklären: In dem Briefe aus Berlin heißt es: der junge Reuter gehört zu den weniger Gravrirten; das ist das einzige Wahre in dem Briefe, doch das läßt sich auch nicht verbergen, da es durch die Acten feststeht. Man hat bei dieser Untersuchung folgende Kategorien gebildet und darnach verurtheilt. Man hat eingetheilt in: nicht gravirte Verbindungen und in gravirte Verbindungen. Zu den ersteren gehören alle Burschenschaften vor dem Jahre 32 und es sind die Mitglieder derselben mit 6 Jahren verurtheilt, wie es denn auch im Frühlinge vorigen Jahres veröffentlicht wurde; diese sind begnadigt entweder ganz oder zu Strafen bis zu einem Jahre. Darauf folgen die Breslauer, deren Tendenz nicht so schroff ausgesprochen war, als die auf andern Universitäten; sie erhalten: 6—8—10, und die Gravrirten in ihrer Verbindung haben erhalten 12 bis 16 Jahre. Zu den gravirten Verbindungen gehören alle Burschenschaften mit Ausnahme der Breslauer, die im Jahre 32 und 33 existirten zu Heidelberg, Bonn, Jena, Tübingen, Erlangen, Würzburg, Greifswald, Halle und Kiel. Diejenigen, die nicht in den Verbindungen aufgenommen waren sondern Commentburschen genannt wurden erhielten 6 Jahre Festungsarrest, der jedoch durch die Gnade Sr. Majestät auf 6 Monate gemildert wurde. Zu den nicht***) gravirten wirklichen Mitgliedern dieser gravirten Verbindungen gehöre ich mit allen Mecklenburgern, mit Ausnahme von Frank, Schmidt aus Wismar und Nauwerk, welche man, den ersteren gewiß, vielleicht zu den gravirten gerechnet haben dürfte; und diese Kategorie ist durch die Bank zu dem Beile verurtheilt worden und zu 30 Jahren begnadigt worden. Die Gravrirten dieser Verbindungen sind zu dem Rade verurtheilt und zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt worden, wie das Urtheil eines gewissen Otto zu Stettin bezeugt. Bei meiner Untersuchung habe ich mich beschränkt die Wahrheit von Thatfachen einzugestehen, die schon eingestanden waren und so umständlich eingestanden waren, daß ich mit dem besten Willen nichts neues anzuführen wußte, ja von einigen

*) Die Briefe sind nach Orthographie, Interpunction, und auch mit den grammatikalischen Schnitzern, genau wiedergegeben.

**) Dieser Brief ist von dem damaligen Preussischen Justiz-Minister, dem als Demagogen-Verfolger gleichfalls so übel berüchtigten Herrn von Kamph, bekanntlich einem geborenen Mecklenburger, an einen Gönner und Freund des Bürgermeister Reuter gerichtet.

***) Soll wol heißen, weniger gravirten.

Sachen durchaus keine Kenntniß hatte, welches daher kam, daß ich nicht zu den Eingeweihten gehörte. Von dem Frankfurter Attentat konnte ich keine Kenntniß haben, da ich schon am 18. Februar Jena verließ und seit Mitte des Januar freiwillig aus der Verbindung ausgetreten war. Thörichte Redensarten habe ich auch nicht ausgestoßen, weil mir nicht solche Fragen, wie Du deren anführst, vorgelegt sind. Der ganze traurige Unterschied in der Bestrafung der Mecklenburger mit 1 Jahre und meiner mit 30 Jahren liegt in der Verschiedenheit der Gesetze und in der Consequenz des preussischen Gerichtshofes; betrachtet man mich als Preußen oder als einen, der gegen den preussischen Staat gesündigt hat, so habe ich mich nicht über Härte der Strafe zu beschweren, da alle dasselbe erhalten haben, die dasselbe gewollt haben, denn gethan haben wir nichts. Nun zu der Anwendung des eben Gesagten: Du siehst, wir sind alle nach gewissen Grundsätzen in Classen getheilt und darnach verurtheilt; diesem gemäß werden auch die Gründe für das Erkenntniß abgefaßt werden, und man wird dabei dasselbe Verfahren beobachten, welches man im Frühlinge v. J. bei den zu 6 Jahren Verurtheilten beobachtete, nämlich man wird sie uns nicht allein nicht vorenthalten, sondern sie sogar dem Publico veröffentlichen; wie lange sich dies noch hinzieht, ist ungewiß. Dann erst könnte das Rechtsmittel der weiteren Vertheidigung eingelegt werden, wenn ich es überhaupt thäte; aber ich bin anderer Meinung als die mecklenburgischen Juristen. Höre meine Gründe: fürs erste, geht mit dieser Vertheidigung wieder ein Jahr und drüber hin, und das Resultat derselben kann nur höchst zweifelhaft ausfallen. Bei diesem Prozesse ist mit dem Urtheil zugleich die Begnadigung erschienen, eine Anomalie, bei deren Abfassung gewiß die Möglichkeit der Resultate der weitem Vertheidigung berücksichtigt ist, und zwar so, daß man uns durch die Gnade Seiner Majestät das hat gewährt, was wir vielleicht auf dem Wege der weiteren Vertheidigung erreicht hätten. Wer sich unmittelbar an die Gnade Sr. Majestät wendet, kann doch wohl mit Gewißheit darauf rechnen, daß sein Vertrauen nicht getäuscht wird und daß er wenigstens dieselbe Milderung der Strafe erhält, welche diejenigen erhalten, die sich weiter vertheidigen lassen; ja die Erfahrung hat dies schon hinlänglich bestätigt; v. Sprewitz wird sich weiter vertheidigt haben und hat 7 Jahre geseffen, dahingegen Schliemann aus Gnoien nur 5 Jahre in Haft gewesen ist. Alle meine Freunde in Silberberg sind dieser Meinung und ich glaube auch diejenigen in Magdeburg die ich bald darüber sprechen werde, indem ich morgen dahin abreise, weshalb ich heute noch diesen Brief beendige, damit Du Deine Briefe an die dortige Hochlöbliche Commandantur sendest.

Die Kleidungsstücke und Victualien habe ich erhalten und bin nicht so sehr in Betreff der ersteren in Verlegenheit, wie Du es glaubst. Einen Theil des Geldes werde ich auf der Reise zur Verpflegung gebrauchen, welches mir sehr noth thut, da ich sonst in Gefängnissen Nachtquartier machen müßte und mit 5 Sgr. leben müßte. In Magdeburg werde ich es schlecht haben, wie wir es von allen Seiten in Silberberg erfahren haben, doch denke ich wird es wohl gehen. Hier in Glogau hätte ich es mit der Zeit gewiß recht gut gehabt, da der zweite Commandant der Herr Major von Wichert sowie auch der Herr Platz-Major Kurz sich meiner bestgütigst angenommen haben, ersterer hat mich während meines Hierseins mit Lectüre, worunter auch landwirthschaftliche Werke sich befinden versehen. Von Glogau selbst habe ich gar nichts zu sehen bekommen, so wie ich auch eine hieselbst befindliche Kunkel-Rüben-Zucker-Fabrik nicht in Augenschein nehmen konnte, was ich freilich gern gethan hätte.*) Aus Frankenstein ist noch nichts, nicht einmal eine Antwort oder ein Aufschluß hier angekommen wogegen ich die von Dir nach Silberberg gesendeten zwei Briefe erhalten habe auch alle drei späteren mit 40 rth. im Ganzen. Ich wüßte jetzt nichts, was ich noch zu beantworten hätte, denn über die Zweckmäßigkeit der

*) Für solche Fabriken, die damals in Aufnahme kamen, interessirte sich sehr der Bürgermeister Reuter, ein intelligenter, vielseitiger Mann, der auch mancherlei Industriezweige cultivirte und sich dadurch um Mecklenburg verdient gemacht hat.

Schritte, die Du zu meiner Auslieferung gethan hast, habe ich nur eine sehr unbedeutende Meinung, da ich es zu wenig beurtheilen kann, ob überhaupt ein Resultat erfolgen wird; aber mache es so wie Du im letzten Briefe anbietest, warte erst die Entscheidung der Preussischen Regierung in Betreff der Requisition ab und wenn dies gethan ist und keine Erfolge sich zeigen, so wende Dich an Serenissimum, ob der etwas für mich thun will. Wenn ich nur erst in Dömitz*) wäre! Oh wie verändern sich die Wünsche der Menschen, hätte ich dies vor 4 Jahren in Deiner Gegenwart gewünscht, gelt Du hättest mich auf den Sachsenberg**) zu Schwerin geschickt; und das schlimmste bei dieser unglücklichen Sache bleibt immer der ungeheure Verlust der Zeit, der Zeit in der ein junger Mann seines Glückes Schmidt ist. At fugit interea, fugit irreparabile tempus. Vier Jahre will ich noch ruhig ausharren und werde sie noch ertragen, ist dann noch kein Ziel, dann lebe wohl Hoffnung auf Erdenglück, dann werde ich grenzenlos unglücklich werden. Heute ist ein schöner Tag, wenn meine Reise so begünstigt wird, so glaube ich wird sie mir, wenn sie anders auf derselben Art wie von Silberberg hierher vollführt wird***) viel Vergnügen machen. Was unsere Familie betrifft, so wechselt dort ja Freude und Trauer auf eine für mich sehr ergreifende Art. Großmutter und die Tante in Jabel, beide dem Tode nahe, beide ein paar ausgezeichnete Frauen, die erstere erzog meine Mutter, mit welchen Mitteln und wie! — Die andere, ja da muß ich mit Schiller antworten: nicht dem Guten gehöret die Erde, er ist ein Fremdling und wandert aus und suchet ein unvergänglich Haus. Karl und Marie†), nun diese beiden werden gewiß glücklich werden; beide haben unendlich viel Gemüth, und darauf beruht wenigstens die Zufriedenheit und das Glück der innern Brust, für das äußere, da Sorge Gott und so viel an Dir liegt — — —††) Was ich hierüber schreibe, lieber Vater, sage es keinem, auch Bissetten†††) und — — —††) nicht; ich will nicht Unruhe erzeugen und nicht Unrecht thun; und deßhalb mache diese letzten Zeilen gleich, nachdem Du sie gelesen, unleserlich — — —††).

Wie ich eben höre, reise ich morgen noch nicht, schreibe jedoch nur den nächsten Brief nach Magdeburg und Sorge nicht zu viel um mich, es greift Dich zu sehr an; in der Stimmung, worin ich jetzt bin, schlage ich mich schon durch (ich habe sie größten Theils dem Herrn Major von Wichert zu danken), Sorge lieber auch für den alten treuen Ernst.*†) Nun lebe wohl und denke ruhiger an

Deinen
Sohn F. Reuter.

Fritz Reuter's Aufzeichnungen „Ut mine Festungstid“ beginnen erst mit Glogau, im Februar 1837, nachdem er schon über drei Jahre gefessen, und ziehen sich dann bis zu seiner Entlassung im October 1840. In Magdeburg, wo er im April 1837 bei grausigem Schneetreiben eintraf, fand er die bösen Gerüchte, die ihm zu Ohren gekommen waren, vollauf bewahrheitet. Wiewol auf Festungshaft erkannt war, wurden die politischen Gefangenen doch in das Inquisitoriat gesteckt, ein höchst ungesundes Zellengefängniß, in welchem sie

*) Kleine Festung in Mecklenburg, wohin endlich Fritz Reuter in der That ausgeliefert wurde.

**) Hier befindet sich die Irrenanstalt.

***) Rämlich in kurzen Tagereisen, wie es auf Anordnung des Major Wichert auch diesmal geschah. Vgl. „Ut mine Festungstid“ S. 35.

†) Cousin und Cousine von Fritz Reuter, die im Begriff standen, einander zu heirathen.

††) Drei verschiedene Stellen sind unleserlich gemacht.

†††) Bissette, die ältere, jetzt auch schon verstorbene Schwester Fritz Reuter's.

*†) Der schon erwähnte Neffe und Pflegeohn des Bürgermeisters, später dessen Schwiegersohn.

fast alle erkrankten und dahinsiechten. Der erste Commandant, Graf Haak, war wie „Onkel“ Dambach eine gemeine Seele und verübte gleich diesem an den armen Jünglingen die elendesten Quälereien. Friß Reuter berichtet darüber eingehend in Capitel 7 bis 11 seines Buches. In Magdeburg erhielten die Gefangenen auch endlich die Entscheidungsgründe. Wie dieselben beschaffen waren, erhellt aus dem nachstehenden Briefe:

Lieber Vater,

Vielen Dank für Deinen Brief, worin Du mir den Erfolg der Verwendung unseres Hofes meldest, oder vielmehr unserer Regierung. Es ist wahr, die Sache ist nicht besser und nicht schlimmer dadurch geworden und das Resultat dürfte am Ende doch nur eine abschlägige Antwort sein. Mir ist vor einigen Tagen das Urtheil mit den Entscheidungsgründen vorgelesen worden, wodurch ich jedoch um nichts klüger geworden bin, es war eine Geschichtserzählung, die zum Schlusse mit einigen Bemerkungen versehen war, in denen es unter Andern hieß: Ich wäre geständig gewesen, das Lied „Fürsten zum Land hinaus“ gesungen zu haben, läugnete aber den Vers über Sr. Majestät den König zu kennen, da mir dies nicht zu glauben sei, so würde ich doch der Majestätsbeleidigung schuldig erkannt; ich läugnete ferner in der Versammlung zugegen gewesen zu sein, in welcher die revolutionaire Tendenz ausgesprochen wäre; das wäre mir auch nicht zu glauben u. s. w. Es war nur alles pro forma und ich erwartete auch nichts anderes und nahm meine Appellatio zurück. Ich habe nun ein Begnadigungs-Gesuch aufgesetzt und sende Dir die Abschrift desselben zu. Das Deine habe ich gelesen und bitte es so zu lassen und nur noch hinzuzufügen, daß Du gehört habest, wie schon Wiek aus Schleswig und Kleckamp aus Kiel, die eben so theilhaftig wären wie ich, im Sommer 1834 nach Holstein ausgeliefert worden wären; ich glaube dies anzuführen paßt sich besser für Dich als für mich.

Hier folgt mein Gesuch:

S. T.

So schrecklich sich auch in der gesetzlichen Beurtheilung das Wesen meiner Vergehungen entfaltet hat, indem ich durch Erkenntniß des Königl. Kammergerichts „wegen Theilnahme an der hochverrätherischen Verbindung der Bürgerschaft zu Jena zur Todesstrafe, welche durch die Allerhöchste Cabinets-Ordre in 30jährige Festungsstrafe verwandelt worden ist,“ verurtheilt worden bin, so drängt mich doch mein eigenes Bewußtsein zu dem Troste, daß nie in meinem Leben ein wirkliches Verbrechen das Ziel meiner Bestrebungen war. Leichtfinnige Erfassung des Augenblicks, Mangel an ernstlicher Erwägung der Dinge und ihrer Folgen und jugendliche flüchtige Begeisterung für alles Gute konnten wohl manches falsche Ideal für eine Zeit lang vor meinen Blicken fesseln, aber niemals bin ich mir bewußt gewesen den verbrecherischen Unternehmungen, wie sie mir zur Last gelegt werden, mein Herz oder meine Hand zu leihen. Von diesem tröstlichen Gedanken ermutigt, wage ich es, von der Gnade Ew. Majestät eine Milderung der schweren, von dem Gesetze mir zuerkannten, Strafe zu hoffen, und flehend darum mich vor Allerhöchst dero erhabenen Throne niederzuwerfen. Schon seit fast 4 Jahren büße ich die leichtsinnigen Verirrungen meiner Jugend in einer strengen Gefangenschaft, und es war mir vergönnt den Ernst zu sammeln, der dem jungen Manne zur Befestigung von richtigen Grundsätzen und zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe nöthig ist. Ich habe um so schmerzlicher diese Strafe empfunden, als ich sie fern von meinem Vaterlande ertragen mußte, und es mir nicht unbekannt ist, daß in demselben die Beurtheilung unserer Vergehungen viel gelinder, und die darüber verhängte Strafe bei weitem derjenigen nicht gleich kommt, welche ich bereits erduldet habe. Dürfte es mir erlaubt sein zu bemerken, daß ich, ein Mecklenburger von Geburt, nie in den Königlich Staaten Ew. Majestät, zu studiren das Glück gehabt, und ich

mich — nur durchreisend in denselben verhaftet — um so weniger der unmittelbaren Schuld einer Verletzung diesseitiger Gesetze theilhaftig sehe, so kann ich mich nur schwer auch dieser Stütze meiner Hoffnung berauben, daß es Ew. Königlichen Majestät Gnade und Huld gefallen wolle, meine bereits überstandene Strafe allergnädigst anzusehen, und mich um so eher meinem geliebten Vaterlande und den Armen meiner trauernden Familie wieder zu schenken. Ich bin durchdrungen von dem festen Vertrauen, daß auch der Ausländer vor dem väterlichen Throne Eines Allverehrten, Allergnädigsten Königs nicht verstoßen werde, wenn er demüthigst in den Reihen Gnade flehender Unterthanen erscheint und ich wage es mit nicht minderer Aufrichtigkeit in den Gefinnungen der tiefsten Ehrfurcht und Ergebenheit zu verharren

Magdeburg.

E. M.

allerunterthänigster

F. R.

Diese Bitte werde ich von hier aus so bald wie möglich absenden, damit sie noch vor dem 3ten August*) zur Sprache kommt, denn indem ich sie nicht direct an Sr. Majestät senden kann, sondern an die Ministerial-Commission, so kann leicht eine ziemliche Zeit damit vergehen.

Daß ich die 25 rth. von M. und 10 erhalten habe, habe ich Dir gemeldet, auch sind die 30 rth. richtig angelangt; doch von dem bewußten Rock hat sich noch nichts verlauten lassen. Ich bin gesund und wohl und schicke und drücke mich, so gut, wie's gehen will. Wenn Du nun noch den letzten Versuch machst, indem Du Dich an Serenissimum wendest wenn er im August nach B(erlin) geht, so glaube ich hat man Alles gethan, was sich thun läßt und man kann dann alles dem Himmel anheim stellen. Du verlangst die Namen der Herren, die hier meine Vorgesetzten sind, zu wissen. Der erste Commandant ist der Herr General-Lieutenant Graf von Haak, der zweite Commandant der Herr Major Bock, und der Platz-Major Herr Hauptmann Singer. Ich glaube, daß ich in diesen Angelegenheiten auch öfter als zweimal schreiben darf und werde ich, wenn es nöthig sein sollte, den Herrn Platz-Major darum bitten. Binnen 8 bis 10 Tagen ist mein Gesuch abgegangen und da wäre es wohl gut, wenn Deins auch einginge. Bleibe gesund und denke an

Deinen

Sohn F. Reuter.

Magdeburg d. 30sten May 1837.

Niemand wird das Gnadengesuch des einst so freiheitsbegeisterten, nun aber durch die lange Haft gebeugten und mürrische gemachten Jünglings ohne Rührung lesen; allein es hatte ebenso wenig Erfolg wie dasjenige, welches der Vater absandte, und dem dieser im Laufe der Zeit noch verschiedene folgen ließ. Der zweite Commandant, dessen Fritz Reuter im obigen Brief erwähnt, Major Bock — in seinem Buche nennt er ihn Oberst von B. — war im Gegensatz zum Grafen Haak ein gutwilliger Mann, aber aus Furcht vor seinen Vorgesetzten that er für die Gefangenen auch nichts. Erst auf dem Sterbebette — er folgte dem Grafen schnell in das Grab — beschwor er den Platzmajor, dafür zu sorgen, daß die jungen Leute versetzt würden, weil sie sonst sämmtlich „vor die Hunde gehen müßten“. Hauptmann Singer, der Platzmajor, endlich bewies den „Demagogen“ soviel Nachsicht und Erleichterung, als die Umstände gestatteten, und verkehrte mit ihnen, wie aus Fritz Reuter's Schilderungen hervorgeht, in fast freundschaftlicher Weise. Die Correspondenz der Gefangenen ging selbstverständlich durch die Hände des Commandanten. Mancher Brief wurde ihnen

*) Bekanntlich der Geburtstag Friedrich Wilhelm's III.

vorenthalten oder sie erfuhren den Inhalt nur mündlich. Sie selber durften nicht zu oft schreiben, nur etliche Mal im Jahr; es sei denn, daß es sich um dringende Fälle und wichtige Angelegenheiten handelte. Briefe, die man beanstandete, wurden ihnen zerschnitten zurück gegeben. Trotzdem fanden sie Mittel und Wege, heimlich zu correspondiren. Verschiedene Briefe Fritz Reuter's sind in zerschnittenem Zustande an seinen Vater gelangt, existiren noch heute, und ich habe sie bei der Schwester des Dichters eingesehen.

Weder Mauern noch Schösser, weder Wachen noch Aufseher konnten den Verkehr der Gefangenen unter einander und mit der Außenwelt verhindern. Sie waren auf den verschiedensten Festungen vertheilt, aber Jeder hatte von den Andern, namentlich von seinen nähern Bekannten, fortlaufend Kunde, genaue Nachrichten von ihren Leiden und Freuden, Hoffnungen und Aussichten. Sie hielten alle wie leibliche Brüder zusammen; wer da plauderte oder sich ausholen ließ, war geächtet, war fortan allein; Niemand sprach mit ihm, Niemand sah ihn mehr an. Fast von jeder Festung entflohen Etliche, so namentlich von Silberberg, Glogau, Kolberg, Magdeburg u.; die Zurückbleibenden waren stets im Complot oder sie wußten doch darum, aber alles Inquiriren half nichts, man leugnete einfach oder man blieb stumm. Während Fritz Reuter in Magdeburg saß, entflohen von hier zwei junge Mediciner, Namens Wagner und Reinhard. Unter dem Beistande eines früheren Kameraden Br., der erst vor einem Vierteljahr frei gekommen, jetzt diese Freiheit wieder auf's Spiel setzte, entkamen sie glücklich nach England. Mit ihnen verließ der edle Br. Vater und Vaterland. Fritz Reuter läßt ihn später als einen der beliebtesten Schriftsteller in Wien leben. Mir jedoch hat man jetzt mitgetheilt, daß der Betreffende — sein eigentlicher Name ist Braun gewesen — 1840 in Folge der Amnestie, welche Friedrich Wilhelm IV. erließ, zurückkehrte und das Gut seines Vaters bei Schivelbein in Hinter-Pommern übernahm, wo er vor einigen Jahren gestorben ist. Wagner und Reinhard meldeten dem Grafen Haak ihre glückliche Ankunft auf Helgoland in einem spöttischen Briefe, und schon am nächsten Tage circulirte eine Abschrift dieses Briefes unter den Gefangenen. Auch Fritz Reuter dachte mehrmals an Entfliehen, aber der Bürgermeister wollte davon nichts hören. Von dieser heimlichen Correspondenz zwischen Vater und Sohn bekam das „gottgesegnete“ Preussische Ministerium Wind und ließ, um den Vermittler zu entdecken, auf einen gewissen Brief fahnden. Da erzählt nun Fritz Reuter voll Freude und Anerkennung, wie sein „Arätending von Litt Schwester“, seine jüngere Schwester Sophie, durch ihre Geistesgegenwart „einen braven Mann“ vor großem Schaden bewahrte.*)

Von seinen Kameraden in Magdeburg nennt Fritz Reuter noch: Gr. . . ., das ist Hermann Grashof zu Lohe in Westphalen, dem er „Ut mine Festungstid“ gewidmet hat; ferner W. . . ., das ist Wachsmuth, später Kreisgerichtsrath zu Croßen, und M. . . ., der schon katholischer Priester und im Besitz der drei ersten Weihen gewesen, das ist der nachher so bekannt gewor-

*) „Ut mine Festungstid“, S. 97 u. 98.

dene Jesuitenpater Haslach er. Zwei Andere, mit ihren Spitznamen „der Kapitän“ und „der Franzose“ geheißten, kommen später in Betracht.

Fritz Reuter war eine so elastische Natur, ein solch leichtblütiges Menschenkind, daß er auch im Kerker nicht die Lust und Freude am Leben verlor, und daß er unter der langen Haft überhaupt, körperlich wie geistig, weit weniger litt als die meisten seiner Kameraden. Nach der Berliner Hausvoigtei war das Magdeburger Inquisitoriat-Gefängniß der schrecklichste Aufenthaltsort, aber der Jüngling gewann auch hier bald seine frohe Laune wieder, zumal als ihm auf Anordnung des Platzmajors sein Zeichengeräth wieder zugestellt wurde.

Zum Herbst 1837 geriethen die Gefangenen in Bewegung; man fing an, die Tage zu zählen, und sah jedem neuen Tage mit großer Spannung und außerordentlicher Erwartung entgegen, bis dann völlige Enttäuschung und tiefe Niedergeschlagenheit Platz griff. Das Nähere ergibt der folgende Brief:

Lieber Vater,

Du wirst vielleicht schon einen Brief von mir erwartet haben, doch hatte mein Stillschweigen einen guten Grund; ich sage guten, insofern nämlich die bloße Hoffnung gut ist und das ist sie doch wohl, selbst wenn sie getäuscht werden sollte. Es verbreitete sich nämlich ein Gerücht, welches selbst in unserm Kerker wiederhallte, daß Sr. Majestät 40jähriges Regierungszubiläum (am 16. d. M.) den politischen Gefangenen eine günstige Veränderung bringen würde, ja man sprach von einer gänzlichen Amnestie, und da dachte ich denn bei mir, warum sollst du dieses glückliche Ereigniß nicht abwarten und dich dann statt des Briefes auf die Post schicken; doch wie sehr auch die Hoffnungen von Tage zu Tage wuchsen, wie sehr auch die Pläne zur Reise berathen wurden, die Amnestie blieb aus, und so dachte ich, es sei wohl besser, wenigstens einen geschriebenen Boten in die Heimath zu senden. Eine Hoffnung haben wir alle noch, nämlich wenigstens auf die Citadelle zu kommen, da nämlich schon hier eine Commission zur Untersuchung der Gefängnisse gewesen ist, um zu bestimmen, ob dieselben gesund sind, und da ist denn berichtet worden, — doch was berichtet worden ist weiß ich nicht und wenn ich es wüßte dürfte ich es doch nicht schreiben, also warten wir die Entscheidung, die, da schon 7 Wochen vergangen sind, wohl bald eintreffen wird, ab und beruhigen wir uns bis dahin. Mit meiner Gesundheit steht es gut und durch die Güte des Herrn — *) wird auch für meinen Unterhalt gesorgt, schade, daß ich den Herrn nicht sprechen darf. Die Cholera ist uns gnädig vorbeigegangen und hat überhaupt hier nicht so böse gehaust, wie sie in Berlin gehaust haben soll; aber dennoch sind leider viele von uns sehr kränklich.

Meine Beschäftigungen sind die alten, nur mit dem Unterschiedes des weiter Vorgerückteins; denn beim Zeichnen bin ich so kühn gewesen mich an die Pastellzeichnerei zu machen und porträtire alles, was sich von mir porträtiren lassen will und alle, die mit mir Umgang haben können; ich glaube fast ich könnte, bei einiger größerer Übung schon als Maler fungiren; aber halt nun fällt mir ein, daß ich Dir zum Troste doch schreiben muß, daß ich deßhalb doch nicht die Oeconomie vergessen habe, doch kann ich wirklich, beim besten Willen nicht alles verstehen, den Koppe weiß ich auswendig und wenn ich die Encyclopädie, die beiläufig gesagt stärker ist als das Conversationslexicon auch nicht auswendig weiß, so ist mir doch so ziemlich, mit Ausnahme der Kaninchen- und Ziegenzucht u. dgl. auch dort das meiste bekannt; aber wie soll ich hier die Eintheilung der verschiedenen Altersklassen kennen lernen, wie soll ich beurtheilen können ob jetzt Zeit ist zu wenden oder ob es noch zu naß u. s. w., da ich nichts anderes Feld sehe als den Sand im Spuckkasten und kein

*) Der Name ist unleserlich gemacht.

anderes Pferdegeschirr als wenn zum Gaudium unserer Nasen die Düngergruben ausgefahren werden. In der Hoffnung, daß Du wohl von der Hochzeit*) zurückgekehrt bist, und überhaupt vergnügt bist, schreibe ich heute, um der guten Biette auch noch ein paar Worte zu schreiben. Lebe wohl

Dein
Sohn F. Reuter.

Magdeburg d. 29ten November 1837.

Zeichnen und Malen trieb Friß Reuter von Kindesbeinen an. Manche seiner Porträts, die sich noch vorfinden, wurden mir als gelungen bezeichnet; manche sollen von unzweifelhafter Ähnlichkeit sein. In Stavenhagen sah ich eine Kreidezeichnung von Friß Reuter, das Bildniß seines Vaters, ein unschönes griesgrämiges Gesicht, das die Schwester des Dichters nicht recht gelten lassen wollte. Das Talent des Jünglings verschaffte ihm manchen Freund und Gönner, auch unter Kerkermeistern und vorgelegten Officieren, und der Gedanke, sich der Kunst zu widmen, drängte sich ihm wieder stärker auf. Der Vater aber mahnte und trieb, das Brodstudium nicht liegen zu lassen, fleißig im Corpus juris, in Höpfner's Institutionen und Thibaut's Pandekten zu lesen. Er wollte aus dem Sohne durchaus einen Juristen machen, ihn womöglich als Nachfolger in seinem Amte sehen. Friß Reuter machte auch von Zeit zu Zeit gewaltthame Versuche und Anstrengungen, um dem Wunsche des Vaters nachzukommen. So schreibt er ihm einmal von Graudenz: „Die Jurisprudenz treibe ich des Morgens fleißig und werde sie noch mehr treiben als bisher, da ich gestern mir einen Beckapparat eingerichtet habe, der jetzt in Wirksamkeit getreten ist, und wodurch ich den Abend, die Zeit der Erholung, abkürze, den Morgen, die Zeit der Arbeit, verlängere.“ Das sind indessen schöne Worte geblieben. Es fehlte ihm nie an gutem Willen, wohl aber an Geduld und Stetigkeit. In der Skizze „Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit“, die Friß Reuter in dem von ihm Ostern 1855 bis dahin 1856 herausgegebenen „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ veröffentlichte, und welche die Vorarbeit ist zu seinem nachherigen Buche „At mine Festungstid“ läßt er sich über seine juristischen Studien auf der Festung so vernehmen: „Ich warf mich auf's Bett und las in Höpfner's Commentar. — Ich hatte gerade eine halbe Drachme Faustpfand eingenommen und schaute, die Wirkung schon halb verspürend, auf die löschpapiernen Blätter meines Exemplars, wie man an Herbstabenden in den grauen Nebel zu schauen pflegt unter dem halb fröstelnden, halb wohlthuenden Gefühle, daß man so wunderschön im Trocknen sitzt.“ — Er bekennet, daß er Höpfner's Commentar regelmäßig als Schlaftrunk gebraucht habe, und erzählt, wie ihm der alte Göttinger Professor im Traume erschienen sei, um ihn zu höhnen und zu martern.

Außer der Jurisprudenz, die der Vater verlangte, und der Malerei, die der Wunsch des Sohnes war, gab es nun noch ein Drittes, welches die beiden Parteien gewissermaßen vereinigte — die Landwirthschaft. Der Vater mußte fürchten, daß der Sohn, wegen der langen unabsehbaren Haft, zum Juristen doch zu alt werden könne und Friß Reuter wieder mochte an seinen Beruf

*) Hochzeit einer Cousine in Jabel.

zum Maler nicht zu fest glauben. Wenn es also mit der Malerei nicht ginge, wollte er's mit der Landwirthschaft versuchen. Zwar stellte der Bürgermeister den studirten Beamten hoch über den Landwirth; zwar bezweifelte er stets, daß der Sohn zu diesem Stande sich eigne — und die Folgezeit hat ihm nur zu sehr Recht gegeben: aber er fügte sich scheinbar. Es kam ihm darauf an, den Sohn nicht so unthätig zu wissen, ihn etwas ernsthafter beschäftigt zu sehen, und darum ließ er die ökonomischen Studien geschehen. Wie unfruchtbar sie aber gewesen, und daß sie in der Gefängnißzelle einen fast lächerlichen Anstrich hatten, bezeugt Fritz Reuter in dem letzten Briefe selber. Er trieb also nichts von Bedeutung: ein wenig Juristerei und ein wenig Landwirthschaft, bald abwechselnd, bald gleichzeitig, und seine eigentliche Beschäftigung während der ganzen siebenjährigen Gefangenschaft bildeten Zeichnen, Malen und allerhand Spielereien. Merkwürdiger Weise scheint es auch zu poetischen Ergüssen nur selten gekommen zu sein, und was davon bekannt geworden, ist herzlich unbedeutend. Dichtkunst und Schriftstellerthum lagen ihm auf der Festung noch sehr ferne. Daß aber die Liebhaberei für Stift und Pinsel ihm später, als er endlich seinen wahren Beruf einschlug, von dem allergrößten Nutzen gewesen, steht wol außer Frage. Die realistische Darstellung, die scharfe Charakteristik, die frischen, gesättigten und oft brennenden Farben, welche wir in den Werken des Dichters bewundern, sind zurückzuführen auf den Maler-Dilettanten.

Die Untersuchungs-Commission, deren Fritz Reuter im letzten Briefe gedenkt, berichtete von dem Inquisitoriatz-Gefängniß die allerschlimmsten Dinge; Graf Haak starb plötzlich, und der neue Commandant, wengleich ein Pietist, bezeugte den „Demagogen“ etwas mehr Fürsorge und sogar ein wenig Mitleid. Trotzdem benutzte Fritz Reuter eine Gelegenheit, die sich ihm darbot, und ließ sich versehen. Nach etwa zehnmonatlichem Aufenthalt schied er von Magdeburg und wurde Februar 1838 nach Graudenz geschafft. Sein Begleiter war „der Capitän“, dessen wahrer Name Schulze ist, damals Gerichtsauscultator, heute Justizrath in Mezeritz. Bei schneidender Kälte ging die Reise über Berlin, wo man in der Hausvoigtei Station machte. Wiederum waren die beiden Jünglinge der väterlichen Obhut von „Onkel“ Dambach überwiesen, und er ließ sie vier Nächte, vier bitterkalte Nächte in der ungeheizten Zelle auf dem bloßen Fußboden liegen. Dazu kam eine große Angst. Sie kannten nicht das Ziel ihrer Reise, und der Gedanke, daß sie wol gar bei „Onkel“ Dambach bleiben sollten, brachte sie der Verzweiflung nahe. Fritz Reuter schildert diese Scenen in dem Capitel „Berlin un de Husvagtei (Nicht taum irsten, ne! taum annern Mal)“, das mit das ergreifendste des Buches ist.

Commandant von Graudenz war Generalmajor von Toll, ein alter braver Westphale, der schon unter Napoleon als Oberst in Spanien und in Rußland gedient hatte. Er nahm die Ankömmlinge gut auf und gewann sofort ihr Vertrauen. Bald trafen noch mehrere Kameraden ein, darunter „Kopernikus“, sonst Bogler geheißt und seines Zeichens ein Referendar, sowie „der Franzose“. Dieser, dessen eigentlicher Name Guittienne lautete, ein großer stattlicher Jüngling, kam von der Berliner Charité. Seit der Verkündigung des Todesurtheils hatte sein Geist gelitten; nun war er genesen, und man

setzte ihn wieder auf die Festung. Diese Vier: „der Franzose“ und „Kopernikus“, „der Capitän“ und „Charles douze“ — das ist Fritz Reuter selber — hielten eng zusammen und führten in den alten, düstern Kasematten ein kurzweiliges, fideles Leben. Wiewol Fritz Reuter nicht länger als fünf Vierteljahr in Graudenz blieb, ist doch die Hälfte seines Buchs dieser Festung gewidmet; und dem greisen Commandanten setzte er in dankbarer Erinnerung noch ein besonderes Denkmal in der köstlichen Geschichte „At de Franzosentid“, wo der französische Colonel, der ein geborner Westphale ist, auf dem Rückzuge aus Rußland nach Stavenhagen kommt und hier zunächst viel Verwirrung und Schrecken anrichtet.

Inzwischen hatte der Bürgermeister Reuter wegen des Sohnes Himmel und Erde aufgeboten. Immer wieder setzte er die mecklenburgische Regierung in Bewegung, die dreimal von Preußen die Auslieferung des Landeskindes verlangte. Ja, die Großherzogin Alexandrine selber verwandte sich für Fritz Reuter bei ihrem Vater, aber gleichfalls umsonst. Endlich gab der König von Preußen den Bitten seines Schwiegersohnes nach, und der Gefangene ward dem Großherzog Paul Friedrich ausgeantwortet, der nun wider seinen Willen den Kerkermeister machen mußte.

Im Juni 1839 kam Fritz Reuter auf die mecklenburgische Grenzveste Dömitz, und hier gestaltete sich sein Loos so günstig, wie er selber nur wünschen konnte. Er durfte in Festung und Stadt frei umhergehen, er konnte jetzt sonder Aufsicht correspondiren mit wem er wollte, und bald empfing er den Besuch des Vaters. Der Commandant, Oberstlieutenant von Bülow, ein origineller Herr von achtzig Jahren, zog ihn in seine Familie, die aus der Gattin, einer guten freundlichen Dame, und aus einem „ganzen Nest voll Töchter, eine immer schöner als die andere“, bestand. Es erging ihm so gut, daß er nachgerade die Gesellschaft des Commandanten, mit dem er fast Abend für Abend Schach spielen mußte, etwas lästig fand und sich mit dem alten Herrn überwarf. Er besuchte lieber die Wirthschaften in der Stadt und gab hier zu mancherlei Beschwerden Anlaß. In Dömitz war er ein Gefangener nur noch dem Namen nach, und vier Monate nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. schlug ihm endlich die Stunde völliger Freiheit.

Auf Fritz Reuter's Festungszeit folgen seine „Strom-“ oder Wanderjahre — Wanderjahre im buchstäblichen Sinne. Die nähern Schilderungen derselben nebst den Belegen enthält mein allernächstens erscheinendes Buch.